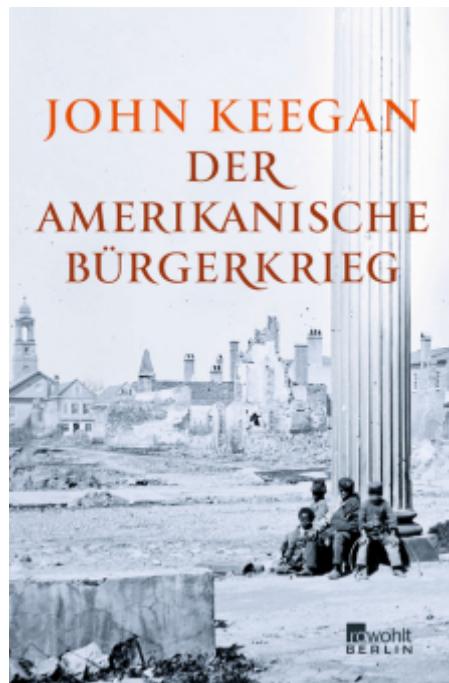


rowohlt
BERLIN

Leseprobe aus:

John Keegan

Der Amerikanische Bürgerkrieg



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Einleitung	9
1. <i>Norden und Süden leben sich auseinander</i>	17
2. <i>Wird es Krieg geben?</i>	45
3. <i>Improvisierte Armeen</i>	64
4. <i>Kriegsführung</i>	92
5. <i>Die militärische Geographie des Bürgerkriegs</i>	104
6. <i>Soldatenleben</i>	112
7. <i>Pläne</i>	123
8. <i>McClellan übernimmt das Kommando</i>	164
9. <i>Der Krieg in der Mitte</i>	215
10. <i>Lees Krieg im Osten, Grants Krieg im Westen</i>	228
11. <i>Chancellorsville und Gettysburg</i>	248
12. <i>Vicksburg</i>	278
13. <i>Unterbrechung der Verbindung Chattanooga–Atlantik</i>	300
14. <i>Überland-Feldzug und Fall Richmonds</i>	321
15. <i>Der Einfall in den Süden</i>	350

16. <i>Die Schlacht vor Cherbourg und der Bürgerkrieg zur See</i>	377
17. <i>Schwarze Soldaten</i>	389
18. <i>Die Heimatfronten</i>	406
19. <i>Walt Whitman und die Verwundeten</i>	421
20. <i>Die Generalität des Bürgerkriegs</i>	431
21. <i>Die Schlachten des Bürgerkriegs</i>	448
22. <i>Hätte der Süden weiterbestehen können?</i>	462
23. <i>Kriegsende</i>	467
Literatur	495
Anmerkungen	498
Danksagung	501
Register	503
Bildnachweis	512

Einleitung

Eines meiner früheren Bücher begann ich mit dem Satz: «Der Erste Weltkrieg war ein grausamer und unnötiger Krieg.» Der Amerikanische Bürgerkrieg war sicherlich ebenfalls grausam, sowohl was das Leiden der Teilnehmer angeht als auch die Sorgen und Nöte der Zivilbevölkerung. Aber er war kein unnötiger Krieg.

Im Jahr 1861 war die Spaltung, verursacht durch die Sklaverei als das wichtigste aller Dinge, die Nord und Süd voneinander trennten, so virulent geworden, dass nur eine umfassende Veränderung zu einer Lösung führen konnte. Mit Sicherheit erforderte dies die Abkehr von der Überzeugung, Sklaverei sei das einzige Mittel, das amerikanische Rassenproblem im Zaum zu halten; vielleicht auch die dauerhafte Trennung der Sklavenhalterstaaten und ihrer Sympathisanten vom übrigen Teil des Landes; und möglicherweise, bedenkt man die Verwerfungen, die eine solche Trennung nach sich ziehen würde, den Krieg. Das heißt jedoch nicht, dass der Krieg unumgänglich gewesen wäre. Politische und soziale Variablen aller Art hätten zu einer friedlichen Lösung führen können: Wenn der Norden einen im Amt erfahrenen Präsidenten statt eines neugewählten gehabt hätte, dessen Einstellung gegen die Sklaverei dem Süden weniger provokant erschienen wäre; wenn der Süden über eine potenzielle nationale Führungspersönlichkeit mit der Fähigkeit und Redekunst eines Lincoln verfügt hätte; wenn beide Seiten, insbesondere jedoch der Süden, nicht in so starkem Maße von dem naiven Militarismus der Freiwilligenregimenter und Schützenvereine geprägt gewesen wären, die es um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der angelsächsischen Welt beiderseits des At-

lantiks in großer Zahl gab; wenn die Industrialisierung der Nordstaaten ihren Optimismus nicht gefördert hätte, der Kriegslust des Südens die Stirn bieten zu können; wenn Europas Appetit auf Baumwolle nicht so viele Pflanzer und Produzenten südlich der Mason-Dixon-Linie im Glauben gestärkt hätte, diplomatische Anerkennung erzwingen zu können; wenn Unsicherheit nicht zunehmend zur prägenden Geisteshaltung des Nordens wie des Südens geworden wäre – dann hätte vielleicht der schlichte Wunsch nach Frieden und seiner Wahrung den Lärm der marschierenden Massen und der Rekrutierungsversammlungen verstummen lassen und der großen Republik einen Weg durch das Kriegsfeuer zu Normalität, Ruhe und Ausgleich gewiesen.

Denn die Amerikaner waren es gewohnt, Kompromisse zu schließen. Ein halbes Dutzend Mal hatten sie bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts die Gefahr einer Spaltung mittels gütlicher Übereinkünfte abgewendet. Auch dass das Land zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Ausgleich zur Leitlinie seiner Beziehungen mit den alten Kolonialherren machte und – mit der einmaligen Ausnahme des Kriegs von 1812 – auf alle Konflikte mit England dauerhaft verzichtete, verdankte es seiner Kompromissfähigkeit. Allerdings waren die Amerikaner auch ein prinzipientreues Volk. Sie hatten Grundsätzliches in die richtungweisenden Präambeln ihrer wunderbaren konstitutiven Dokumente aufgenommen: der Unabhängigkeitserklärung, der Verfassung und der als Bill of Rights bezeichneten ersten zehn Zusatzartikel der Verfassung. Im Zustand politischer Erregung griffen die Amerikaner gern auf solche Grundsätze zurück: als Orientierung, die ihnen den Weg aus ihren Schwierigkeiten aufzeigte.

Unglücklicherweise ließen sich die wichtigsten Unterschiede, die Nord und Süd 1861 voneinander trennten, als Grundsatzfragen darstellen: Die Integrität der Republik und deren unumschränkte Macht wie auch die Rechte der Gliedstaaten wurden seit den Gründertagen stets beschworen, wenn der Fortbestand der Republik gefährdet war. Auf diese Grundsätze hatten sich während der politischen Zwistigkeiten in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts so lautere und beredsame Männer wie Henry Clay und John Calhoun immer wieder aufs

Neue bezogen. Es sollte sich letztlich zudem als verhängnisvoll erweisen, dass Amerika Meinungsführer von großer Überzeugungskraft hervorbrachte. Der Süden, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Herr der Debatte gewesen war, hatte jedoch in ebenjenem Augenblick, als der verbale Streit in den Ruf zu den Waffen umzuschlagen drohte, das Pech, dass der Norden über einen politischen Führer verfügte, der besser und überzeugender zu reden verstand als die eigenen Interessenvertreter.

Der Krieg muss 1861 schon unter der kontroversen Debatte geschwelt haben, denn kaum hatte der Süden sich organisatorisch auf die Sezession vorbereitet, da ernannte er nicht nur seinen eigenen konföderierten Präsidenten, sondern auch einen Kriegsminister und dazu Minister des Äußeren, der Finanzen und des Innern. Kurz nachdem Präsident Lincoln sein Amt angetreten hatte, verpflichtete er die Milizen aus den Nordstaaten zum Dienst für den Bund und rief Zehntausende auf, sich freiwillig zu den Waffen zu melden. Innerhalb weniger Wochen übten in einem der friedfertigsten Gemeinwesen der zivilisierten Welt zahllose Männer das Marschieren und die Handhabung von Waffen. Es sollte zwar noch eine Zeit dauern, bis genügend Waffen verfügbar waren. Diese Verzögerung führte jedoch nicht zu einer Mäßigung des Aufruhrs, denn die Kampfansage an Integrität und Autorität der Republik hatte bei vielen tiefstzende Leidenschaften geweckt. In der Alten Welt waren es die nationalen Befreiungskämpfe gewesen, im spanischsprechenden Teil des Kontinents ebenso wie im englischsprachigen, die die Völker zu ihrer Sache erhoben hatten. Die beiden Amerikas von 1861 hingegen, der Norden wie der Süden, waren stillschweigend übereingekommen, dass die Grundsatzfrage, die der Konflikt mit der Wahl Abraham Lincolns aufwarf, gewichtig genug war, um mit der Waffe entschieden zu werden. Dadurch gewann die bevorstehende Auseinandersetzung eine düstere Perspektive: Es sollte ein Krieg der Völker, ein Bürgerkrieg werden, und die Menschen beider Seiten sollten fortan das, was sie voneinander unterschied, für bedeutender ansehen als die Werte, die sie seit 1781 als dauerhaft und verbindlich anerkannt hatten.

Zunächst konzentrierten sich die Führer des Nordens wie des Sü-

dens auf die Frage, wie dieser Krieg geführt werden sollte. Für den Süden stellte sich die Sache unkompliziert dar: Er würde seine Grenzen verteidigen und jeden Eindringling abwehren. Im Norden lagen die Dinge nicht so einfach. Jeder Krieg bedeutete eine Rebellion, Widerstand gegen seine Autorität, der gebrochen werden musste; doch wie und – noch wichtiger – wo sollte dem Gegner die Niederlage zugefügt werden? Der Süden erstreckte sich über die Hälfte des Staatsgebiets, stellte eine ungeheure Fläche dar, die nur an wenigen, weit auseinanderliegenden Punkten an die infrastrukturell durchorganisierten Regionen des Nordens stieß. Als der Krieg im April 1861 dann ausbrach, schien er infolgedessen zunächst willkürlich und wahllos, planlos und weitgehend führungslos zu sein; die embryonalen Armeen fielen übereinander her, wann und wo immer sie sich begegneten. Die ersten Gefechte waren unbedeutende, kleine Scharmützel auf «unumkämpftem Gebiet», wie ein Korrespondent der Londoner *Times* sie abfällig bezeichnete. Dass die erste größere Schlacht des Kriegs, die Erste Schlacht am Bull Run – so die Bezeichnung der Union, nach konföderierter Nomenklatur die Erste Schlacht von Manassas –, mit einem Sieg des Südens endete, erwies sich für die Konföderation als besonders günstig – aber für die Vereinigten Staaten hatte es schlimme Folgen. Der unverhoffte Erfolg entmutigte den Norden, während der Süden nun davon überzeugt war, dass der Sieg zu erringen sei. Wäre die Schlacht anders ausgegangen, was ohne weiteres möglich war, hätte der Krieg vielleicht ein früheres Ende genommen und wäre den Norden wie den Süden nicht so teuer zu stehen gekommen.

So aber war ein Resultat der Schlacht am Bull Run, dass der Krieg als Auseinandersetzung großen Stils geführt werden musste und beiden Seiten den vollen Einsatz aller Ressourcen abverlangte. Bald wurde der Bürgerkrieg zum Krieg der Verlustziffern, nicht anders als später der Vietnamkrieg. Das bevölkerungsreiche Nord-Vietnam konnte in den 1960er Jahren einen solchen verlustreichen Krieg durchhalten und die 50000 jungen Menschen, die von den USA und ihren Verbündeten jährlich getötet wurden, im Folgejahr ersetzen, ohne dass seine Kriegsanstrengungen spürbar darunter litten. Der amerikanische Süden konnte solche Lasten nicht tragen. In den Jahren 1861 bis

1864 schien er imstande zu sein, ohne Schwächung die im Kampf oder durch Erkrankung im Feld eingetretenen Verluste zu ersetzen, doch dieser Anschein der Unanfechtbarkeit war trügerisch. Für den Süden endete der Blutverlust nach und nach tödlich, während der Norden mit seiner größeren Bevölkerung zwar litt, die Verluste aber ausgleichen und weiterkämpfen konnte. So, wie der Norden dem Süden die wehrfähigen Männer raubte – vielleicht eine Million –, so verlebte er sich auch dessen Gebiet allmählich ein. Der Zug des Unions-Generals Ulysses S. Grant nach Shiloh führte nicht nur zu starken Verlusten, sondern leitete auch die Halbierung des Südens ein. Darauf folgte die Zerstückelung. Zunächst dadurch, dass Grant quer durch das südliche Tennessee zum Süden Georgias vorstieß, später dann, indem er den Tiefen Süden von den Grenzstaaten abschnitt. Anschließend konnte er den Süden in immer kleinere Teile zerlegen, wobei er ihm von Mal zu Mal schwere Menschenverluste zufügte.

Die Konföderierten, insbesondere die Nord-Virginia-Armee unter dem Oberbefehl Robert E. Lees, konnten dem Norden keine vergleichbaren Verluste bereiten. Lees Einfälle in Pennsylvania und Maryland waren kaum mehr als größere Strafexpeditionen. Er vermochte in keinem der beiden Staaten auf Dauer Fuß zu fassen, und obwohl Lee in großen, verlustreichen Schlachten, so am Antietam und bei Fredericksburg, die Oberhand behielt, musste er dafür einen hohen Preis zahlen. Nach dem Fehlschlag seiner Expeditionsunternehmen hatte Lee für den Osten keine Strategie mehr; er konnte lediglich noch starke Abwehrstellungen halten und zusehen, wie die Union im Westen eine zunehmend wirkungsvolle Strategie entfaltete.

Der Amerikanische Bürgerkrieg zählt zu den rätselhaftesten großen Kriegen der Geschichte. Rätselhaft, weil unerwartet; rätselhaft aber auch wegen der Heftigkeit, mit der er entflammt. Ein großer Teil dieses Rätsels röhrt von dem Umstand her, dass ein Bürgerkrieg ausge rechnet in einem Land zum Ausbruch kommen sollte, das sich seit seinen ersten Anfängen dem Frieden unter den Menschen verschrieben hatte, der Bruderliebe seiner Bewohner, wie die bei Kriegsausbruch zweitgrößte Stadt des Landes, Philadelphia, in ihrem Namen verkündete. Auch aufgrund seiner Humangeographie ist der Bürgerkrieg rät-

selhaft, da er anfänglich auf das unmittelbare Umfeld seiner beiden Hauptstädte, Washington und Richmond, fixiert zu sein schien, ehe er später wie ein exotischer Eindringling aus einer tropischen Flora unverhofft weitab von den Schlachtfeldern Virginias in Tennessee, Missouri und Louisiana aufkeimte – und seine wahren Wurzeln oftmals nicht mehr zu erkennen waren. Abraham Lincoln, der neue Präsident, sagte 1861, es sei «in gewisser Weise ein Krieg um Sklaverei», doch 1862 und 1863 trieb der Krieg seine kräftigen, aggressiven Ableger in Teile der kurz zuvor noch vereinigten Staaten, wo die Sklaverei nur ein höchst marginales Kennzeichen des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens war.

Heute wissen wir, dass viele Südstaatler eigentlich gar keine persönliche Beziehung zur Sklaverei hatten, weder als Sklavenhalter noch als Nutznießer von Sklavenarbeit. Dies jedoch hinderte sie nicht daran, sich zu Tausenden zum neuangestellten Heer der Konföderation zu melden und in den Schlachten mit unglaublicher Kühnheit und bewundernswertem soldatischem Können gegen die Armee der Union zu kämpfen. Dies war ein weiteres geheimnisvolles Moment des Kriegs: Warum kämpften Männer ohne jedes vernünftige Interesse an einem Krieg so verbissen gegen die Nordstaatler, die angesichts ihrer wirtschaftlichen Lage häufig von ihren armen Gegnern aus dem Süden nicht zu unterscheiden waren? Im Süden wurde das Fehlen einer unmittelbaren persönlichen Motivation oftmals in dem Paradoxon deutlich: «Eines reichen Mannes Krieg, aber eines armen Mannes Kampf.» Darin kommt die unleugbare Tatsache zum Ausdruck, dass sich in den Reihen der Grauen kaum Sklavenhalter mit Großgrundbesitz oder deren Söhne fanden, dafür jedoch sehr viele arme Bauern und nicht wenige Männer, die gar nichts besaßen.

Auch der unterschiedliche Wohlstand von Norden und Süden verleiht dem Krieg eine rätselhafte Dimension. Unter dem Strich war der Süden – anders als vielfach kolportiert – nicht reich genug, um gegen die ernstzunehmenden Kriegsanstrengungen der Union durchhalten zu können. Das Pro-Kopf-Vermögen war im Süden zwar größer als im Norden, aber nur aufgrund des Marktwerts der Sklaven und wegen der Barerträge, die sie hervorbrachten; ein Reichtum, der sich in pri-

vater Hand befand. Die Kapital- und Ertragswerte der Wirtschaft des Nordens übertrafen die des Südens bei weitem, da jener unentbehrliche Rohmaterialien – Eisen, Stahl, Nichteisenmetalle, Kohle, Chemikalien – in großen Mengen produzierte und über Transport- und Umschlagmöglichkeiten verfügte, der Süden jedoch nicht. Noch weiter lag der Süden bei den Industrieprodukten zurück. 1861 exportierte der Norden bereits Kohle und Stahl auf eigene Rechnung; im Jahr 1900 übertraf seine Produktion kriegswichtiger Güter bereits die Großbritanniens. Dieser Umschwung des ökonomischen Schicksals zeichnete sich bei Ausbruch des Bürgerkriegs bereits ab.

Dass eine Kriegspartei, die der anderen wirtschaftlich so weit unterlegen und personell so sehr im Hintertreffen war wie der Süden gegenüber dem Norden, so lange einen Kampf so großen Ausmaßes zu führen vermochte, das macht das Rätsel dieses Kriegs aus.

KAPITEL EINS

Norden und Süden leben sich auseinander

Amerika ist anders. Heute, da der amerikanische «Exzceptionalismus» zum Gegenstand akademischer Forschung geworden ist, sind die Vereinigten Staaten – abgesehen von ihrem Wohlstand und ihrer militärischen Macht – weit weniger eine Ausnahmeherscheinung als in den Jahren, als man nur per Segelschiff über den Atlantik dorthin zu gelangen vermochte. Damals, bevor die amerikanische Kultur von Hollywood, der Fernsehtechnik und der internationalen Musikindustrie globalisiert wurde, unterschied Amerika sich räumlich und gesellschaftlich von der Alten Welt, aus der es hervorgegangen war. Europäer stießen dort auf Unterschiede jeglicher Art, nicht nur in politischer und wirtschaftlicher, sondern auch in menschlicher und sozialer Hinsicht. Die Amerikaner waren größer gewachsen als Europäer – selbst ihre Sklaven waren größer als deren afrikanische Vorfahren –, dank des Überflusses an Nahrungsmitteln, den die amerikanische Landwirtschaft erzeugte. Amerikanische Eltern gestatteten ihren Kindern eine Freiheit, wie man sie in Europa nicht kannte; vor Züchtigungen und Bestrafungen nach Art europäischer Eltern schreckten sie zurück. Ulysses S. Grant, später Oberkommandierender der Unionsarmeen und Präsident der Vereinigten Staaten, beschreibt in seinen Lebenserinnerungen, was es von Seiten seiner Eltern nie gegeben habe: «... kein Schelten, keine Bestrafung ... keine Einwände gegen vernünftige Vergnügungen wie Angeln, im Sommer in dem eine Meile entfernten Fluss zu schwimmen, die Großeltern zu Pferd im fünfzehn Meilen entfernten nächsten Landkreis zu besuchen, im Winter Schlittschuh zu laufen oder ein Pferd vor den Schlitten zu spannen, sobald Schnee

lag»¹. Diese Schilderung seiner Kindheit entsprach zu jener Zeit den Verhältnissen, wie sie auf dem Lande in den meisten begüterten Familien anzutreffen waren. Die Grants lebten in bescheidenem Wohlstand; Jesse Grant, der Vater des künftigen Präsidenten, besaß eine Gerberei und bewirtschaftete einen weitläufigen Besitz, Ackerland und Forsten. Doch zu jener Zeit waren die meisten alteingesessenen Familien wohlhabend; die Grants selbst waren 1630 in die Neue Welt gelangt. Dieser Wohlstand war der Grund für ihren gelassenen Umgang mit der Nachkommenschaft, denn sie hatten es nicht nötig, den Nachbarn durch Bändigung ihrer Kinder einen Gefallen zu tun. Die Kinder der Wohlhabenden waren dennoch gesittet, wurden sie doch zu Schulbesuch und Kirchgang angehalten. Beides gehörte zusammen, wenn auch nicht zwingend. Lincoln war zwar ein besonders nachsichtiger Vater, jedoch kein strenggläubiger Christ. In Amerika, einem – vor 1850 überwiegend protestantischen – Land der Kirchgänger, musste man die Bibel lesen können. Nördlich der Mason-Dixon-Linie, der informellen Grenze zwischen Nord und Süd, konnten vier Fünftel der Amerikaner lesen und schreiben. Fast alle Kinder im Norden, und wirklich alle in Neuengland, besuchten eine Schule – ein viel höherer Prozentsatz als selbst in England, Frankreich oder Deutschland, wo der Alphabetisierungsgrad etwa bei zwei Dritteln lag. Amerika wurde auch ein Land der Hochschulabsolventen, die Universitäten Harvard, Yale, Columbia, Princeton und das William and Mary College brachten es gleich nach ihrer Gründung zu beachtlicher Qualität. Amerika konnte es sich leisten, einen solchen Hochschulbetrieb einzurichten und zu unterhalten, da es bereits erkennbar wohlhabender als Europa war; reich aufgrund seiner Landwirtschaft, obwohl noch kein Agrarexportland, und zunehmend prosperierend aufgrund seiner Industrialisierung. Es war ein Presseland mit einer riesigen Leserschaft und unzähligen Lokalzeitungen und einigen überregionalen städtischen Blättern. Die zahlreiche Köpfe zählende amerikanische Ärzteschaft beherrschte ihr Handwerk, und Erfindungsreichtum und technische Begabung der Bevölkerung wurden von allen Besuchern hervorgehoben. Dies galt auch für den lebendigen, engagierten Politikbetrieb. Amerika wurde geprägt von politischen Ideen und Bewegungen und

war sich seiner Entstehung in Freiheit und des Vermächtnisses der Revolution bewusst; der Anti-Imperialismus war eines seiner Gründungsprinzipien gewesen. In den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg erlebte Amerika einen wirtschaftlichen Aufschwung und eine industrielle Revolution ganz eigener Art. Die eigentliche industrielle Revolution in England hatte ihren Anstoß durch die Nutzbarmachung der Dampfkraft erhalten; die Primärenergie zur Ausbeutung der umfangreichen Erzlagerstätten fand sich in den reichen Kohlevorkommen der Insel. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann auch in Amerika der Kohle- und Eisenerzabbau, beide Rohstoffe waren unter Tage in gewaltigen Mengen vorhanden, doch anfangs waren es zwei andere Energiequellen, die die Vermehrung der Fabriken und Werkstätten voranbrachten: Wasserkraft und Holz. Die Flüsse Neuenglands, New Yorks und Pennsylvanias trieben Schaufelräder, und die endlosen Wälder lieferten das Brennholz. Die Zeiten, da der Holzeinschlag für das nötige Heizmaterial sorgte, waren in Europa längst Vergangenheit. Der alte Kontinent war, abgesehen von Skandinavien und dem Inneren Russlands, weitgehend entwaldet. In Amerika waren Bäume noch immer ein Hindernis und mussten, um Ackerland zu gewinnen, gerodet werden. Zersägt aber lieferten sie den Rohstoff von Baumaterialien und Holzerzeugnissen jeder Art. Amerika musste entwaldet werden, wo dessen Boden landwirtschaftlich genutzt werden sollte, und im Zuge dieser Maßnahme gingen Industrialisierung und Abholzung Hand in Hand. In den 1830er Jahren und auch danach noch verbrauchte die Stadt New York jährlich mehrere Millionen Fuhren Holz, eingeschlagen und entrindet in Maine und New Jersey. Erst allmählich wurden Kohlezechen gegraben und erweitert, anfangs von Einwanderern aus den englischen Kohlenfeldern und den walisischen Tälern, doch hatte sich die Förderleistung der Anthrazit-Felder Pennsylvanias in den dreißig Jahren bis 1860 vervierzigfacht. Zu dieser Zeit war in den Vereinigten Staaten eine charakteristische Wirtschaftsgeographie erkennbar. New York und Philadelphia bildeten die Zentren der expandierenden Industrieregionen; der Kohleabbau erfolgte auf den Feldern New Jerseys, Pennsylvanias und in den Alleghenies, einem Teil der Appalachen; um Pittsburgh entwickelte sich ein Industriegebiet, und das süd-

liche Neuengland war das Revier der florierenden Textilindustrie und des Maschinenbaus. Im Norden war der Anteil der Landarbeiter an der Gesamtheit der arbeitenden Bevölkerung auf weniger als vierzig Prozent gesunken, während er in den Südstaaten unverändert bei über achtzig Prozent lag. Eine wirtschaftsgeographische Karte hätte gezeigt, dass es südlich der Linie St. Louis – Louisville – Baltimore kein industrielles Zentrum gab; im Süden lebten neun Zehntel der Bevölkerung auf dem flachen Land, im Norden lediglich ein Viertel. Holz verfeuerten auch die Schaufelraddampfer, die ab 1850 alle schiffbaren Binnengewässer befuhren, ebenso die Dampflokomotiven, die auf einem Schienennetz, das immer weiter gespannt wurde, um die bedeutenderen Städte untereinander und mit den Seehäfen an der Küste zu verbinden. Im Jahr 1860 erstreckte sich das Schienennetz der Vereinigten Staaten über 9000 Meilen, 1860 schon über 30 000. Flüsse und nach und nach auch Kanäle waren in den Anfangsphasen des Booms die Hauptverkehrsadern gewesen. Doch Schleppzüge und Flussdampfer verloren gegenüber der Eisenbahn rasch an Bedeutung. 1850 hatte Amerika das Ursprungsland der Eisenbahn-Revolution, England, an Streckenlänge hinter sich gelassen, tatsächlich übertraf die Gesamtänge der amerikanischen Schienenwege sogar die der übrigen Welt.

Die Vereinigten Staaten waren jedoch noch immer abhängig von der europäischen Industrie, insbesondere Englands, woher die meisten Fertigprodukte bezogen wurden; dies jedoch lag an Englands Frühstart bei der industriellen Revolution. Am Ende des Jahrhunderts hatte sich das gründlich geändert. Allmählich verlor Amerika seinen überwiegend ländlichen Charakter und nahm das Aussehen eines urbanen Landes an. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs lebten mehr Amerikaner auf dem Lande als in der Stadt, für den Süden galt dies in weitaus stärkerem Maße, doch tendenziell begannen die Städter, das Übergewicht zu erlangen. Mit atemberaubendem Tempo entstanden neue Städte, die sich exponentiell rasch vergrößerten. Die alten Städte der kolonialen Landnahme – Boston, New York, Philadelphia, Baltimore – behielten ihren Rang, doch neue Städte traten in Erscheinung und expandierten, insbesondere jenseits der Appalachen und selbst jenseits des Mississippi. Eine Zeitlang schien es, als würde Cincinnati zur